

Sächsische Volkszeitung

Erscheint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Bezugspreis: Vierteljährl. 1 Mf. 50 Pf. (ohne Postgebühren).
Post-Verzeichnisnummer 6858.
Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnnummer 10 Pfennige.

**Anabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.**

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnicher Straße 43.

Inserate
werben die 8 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11—1 Uhr.
Fernsprecher: Amt L. Nr. 1366.

Nr. 182.

Katholiken: Klara.

Mittwoch, den 12. August 1903.

Protestanten: Klara.

2. Jahrgang.

Jungliberalismus.

Die Berliner „National-Zeitung“ legt ihr heißes Versehen, dem jungliberalen Draufgänger, das mit den Sozialdemokraten gegen Konservative und Zentrum patieren möchte, innerhalb der nationalliberalen Partei zur Herrschaft zu verhelfen, unentwegt fort. In ihrer Sonntagsnummer besingt sie in vier Spalten mit wahrhaft dithyrambischen Schwünge die Aufgaben, die deren Erfüllung nach ihrer Ansicht die hochgemuteten Jungliberalen berufen sein sollen. Daß die „Jungen“ die Maßnahmen der augenblicklichen Vertreter der Partei in den Parlamenten als kein maßgebendes Dogma anerkennen wollen, gereicht dem links-nationalliberalen Blatt zu lebhafter Befriedigung: „Hier steht doch noch Mark drin. Das ist der aufrechte deutsche Trost, der nur auf selbstgewonnene Ueberzeugung etwas gibt.“ Wenn man so hört, möchte leidlich scheinen, aber die „Jungen“ haben offenbar gar nicht mehr das Gefühl, daß sie eine politische Ueberzeugung noch erst gewinnen müssen, daß also Lernen ihre erste Pflicht wäre. Reist, sie glauben nicht, die beste aller Ueberzeugungen längst gewonnen zu haben; sie wollen nicht lernen von den Erfahrungen der Alten. Ja, umgekehrt wollen sie die Alten erziehen zu dem Liberalismus, der ihnen, den Jungen, als der rechte erscheint. Diese Ueberhebung gefällt aber gerade der „National-Zeitung“. Dieses Blatt, das den wirtschaftlich linksstehenden, freihändlerischen Teil der Nationalliberalen bisher mit kläglichem Erfolge vertrat, möchte die „Jungen“, die politisch nach links drängen, vor ihren Wagen spannen und durch sie die ganze nationalliberale Partei von innen heraus revolutionieren. Wenn sie dadurch zugleich neuen Abonnenten zugewinne, so könnte ihr das zur Winderung ihres chronischen Defizits auch nicht schaden.

Und die „Nat. Ztg.“ zieht ziemlich starke Register bei ihrer Umschmeichelung der Jungen. Zu stolzen Taten sind sie ihr berufen. Vor allen Dingen sollen sie die akademische Jugend für den Nationalliberalismus gewinnen und daher verhindern, daß der studentische Anhang der Nationalsozialen mit dem Pfarrer Raumann ins freisinnige Lager abmarschieren. Diesen Abmarsch sieht sie mit sehr scheelen Augen an. Bei all ihrem „All-Universalismus“ vermag sie doch der freisinnigen Vereinigung selbst diesen bescheidenen Zuwachs nicht zu gönnen und beschwert sich dann obenrein, daß die Vereinigung den Wahlkreis Dessau nicht den Nationalliberalen abtreten will! Die „große“ liberale Partei darf und kann eben nur mit den Nationalliberalen gemacht werden, sonst taugt sie nichts. Wahrhaft zergewaltend wirkt es, daß das nationalliberale Blatt, das mit den Jungliberalen für die Landtagswahlen die Parole: „Hand in Hand mit der Sozialdemokratie gegen die Reaktion!“ ausgibt, der freisinnigen Vereinigung ganz besonders ihre — Intimität mit der Sozialdemokratie

zum Vorwurfe macht! Und dabei werden etliche Zeilen weiter die Jungliberalen als die „große Partei der Arbeiterveröhnung“ angepriesen.

Doch genug von diesem krausen Gerede; es ist doch alles nur Schaumschlägerei, um mit Rücksicht auf die einzufliegenden nationalsozialen Studentenkreise die Hauptsache: Die alte Kulturkämpferei nämlich, für einen Augenblick in den Hintergrund treten zu lassen. Zwar ist auch diese Kulturkämpferei nur Gefühlspolitik, berechnet auf den instinktiven Kirchenhaß aller derer, die innerlich mit dem Christentum gebrochen haben, mögen sie auch gelegentlich in „liberalem“ Christentum machen. Aber diese Gefühlspolitik ist maßgebender für sie als alle vernünftigen Erwägungen. Die konservative „Kreuz-Ztg.“ wird auf den von ihr geforderten Nachweis der Staats- und Kulturgefährlichkeit des Zentrums vergeblich warten. Das konservative Hauptorgan weist diese Charakteristik des Zentrums mit durchschlagenden Gründen zurück und trifft den Nagel auf den Kopf, indem es zeigt, daß hinter dem liberalen Haß gegen das Zentrum, der für den Jungliberalismus besonders das höchste Gesetz ist, sich nur der Haß gegen das Christentum überhaupt verbirgt. Daher auch die Sinnlosigkeit zur Sozialdemokratie! Mit Recht bemerkt die „Kreuz-Ztg.“: „Ob dann den mißleiteten evangelischen Christen endlich klar werden wird, welchen Fehler sie begingen, als sie mit dem Liberalismus gemeinsam den „Kampf gegen Rom“ führen wollten?“

Andererseits begehen auch die Liberalen einen großen Fehler, wenn sie dem jungliberalen Druck nachgebend bei den bevorstehenden Landtagswahlen für die Sozialdemokratie und gegen das Zentrum arbeiten. Denn einmal machen sie dadurch dem Zentrum jedes Zusammengehens mit Liberalen unmöglich, zwingen es förmlich, nach rechts hin sich zu wenden, und beschwören dadurch die — im liberalen Sinn gesprochen — Gefahr einer rein konservativen Mehrheit in Preußen herauf. Und zweitens geraten sie dabei in Gefahr, weite Kreise ihrer treuesten und einflussreichsten Anhänger vor den Kopf zu stoßen und die Partei zu spalten. Oder hoffen die Jungliberalen im Ernst, sie könnten z. B. die nationalliberalen Industriellen von Rheinland-Westfalen für ein Bündnis mit der Sozialdemokratie gewinnen? Und wie denkt man sich die notwendigen Folgen eines solchen Bündnisses für die nächsten Reichstagswahlen? Von unserem Parteistandpunkte aus können wir uns eigentlich gar nichts Besseres wünschen, als den Sieg der Jungliberalen innerhalb der nationalliberalen Partei; denn für diese wäre eine solche Entscheidung verhängnisvoll.

Politische Mundschau. Deutschland.

— Die Frage, ob die erste Vizepräsidentenstelle im Reichstage den Sozialdemokraten gegeben werden

solle oder nicht, wird in der Zentrums-Presse verschiedentlich behandelt. Die einen sind dafür, andere dagegen, die dritten nehmen eine abwartende Stellung ein. In der „Zahles. Ztg.“ läßt sich ein Einförmiger in folgender Weise vernehmen: Wir bemerken erstens, „Ansprüche“, rechtliche oder moralische, auf die parlamentarischen Ehrenposten gibts überhaupt nicht. Es hat sich nur die Gewohnheit herausgebildet, die an Zahlen stärksten Parteien zumeist zu berücksichtigen, im übrigen wird daran festgehalten sein, daß die Majorität die Präsidentenstellen besetzt. In Deutschland gibt es nicht zwei große Parteien, wie in England, die Mehrheit muß sich also aus Partei-Koalitionen zusammensetzen. Die einzige Koalition, welche für die Mehrheitsbildung, also auch das Präsidium in Betracht kommen kann, ist die Zusammenfassung der konservativen Parteien, des Zentrums und der Nationalliberalen. Zweitens: Wenn die Dinge so weiter gehen, wie bisher, so wird aus den Reichstagswahlen von 1908 die sozialdemokratische Fraktion als die stärkste hervorgehen. Gewährt man ihnen jetzt also das erste Vizepräsidium, so wird man konsequenterweise genötigt sein, ihnen im Jahre 1908 eventuell das Präsidium zu geben. Will man das? Soll in der Tat die rote Flagge über dem Reichstage aufgezoogen werden? Vermutlich wird gegen diese Aussicht doch noch mancher Bedenken hegen, der sich dabei „nichts denken“ kann, wenn jetzt ein Roter erster Vizepräsident werde. Drittens ist zu bemerken: Der tatsächliche Einfluß, den ein erster Vizepräsident auf die Geschäftsleitung des Hauses ausüben kann, kommt nicht in Betracht gegen den moralischen Eindruck, welchen dieser sozialdemokratische Erfolg in weiten Kreisen hervorrufen müßte. Er würde wirken wie ein Banal. Zumal mit Herrn Singer wären drei Dinge zugleich hoffähig gemacht: die Sozialdemokratie, das Judentum und die frivol Geles und Ordnung verachtende Obstruktion. Die Logik der Tatsachen müßte bewirken, daß die Noten auf diese Weise peu à peu immer besser „akkreditiert“ würden, und mancher dürfte sich die Frage stellen: „Wer erster Vizepräsident des Reichstages ist, warum darf der schließlich auch nicht Minister sein?“ Also Vorsicht, sonst geht's immer weiter die schiefe Bahn herunter. Und wer diesen Eindruck noch in sich festigen will, der möge ein paar Kapitel aus der Revolutionsgeschichte von 1789 oder auch von 1848 lesen. Wir warnen!

— Aus Feindes Mund. In den gehässigen unter jenen Blättern, die die katholische Kirche mit ihrem Grimme beehren, gehört das „Berliner Tageblatt“. Aber selbst der römische Verächter dieser Blätter, ein verbissener Kirchenfeind, kann sich dem gewaltigen Eindruck nicht entziehen, den die katholische Kirche auf ihrer wunderbaren Macht über die Gemüter selbst auf den Ungläubigen hervorruft. Seinen telegraphischen Bericht über die Krönung des Heil. Vaters am Sonntag leitete er mit den Worten ein: „Man mag sagen, was man will, Rom

Nach geschiedener Ehe.

Ein Sittenbild aus dem heutigen Frankreich.

Von Contesse de Beaurepaire. — Deutsch von Helene Kromb (40. Fortsetzung.)

„Ich komme mit guten Nachrichten,“ antwortete der Jünger; „Sie dürfen sich beruhigen, Collin ist nicht tot, man hat ihn sogar in sein Haus bringen dürfen. Und hier habe ich auch etwas, das den Verleumder, der Ihre Festnahme ausposaunte, Lügen strafen wird.“

„Seine Festnahme?“

„Ja freilich! Lesen Sie nur.“

Und Volvin hielt Marzel die Zeitung mit dem verhängnisvollen Artikel, der seinem Töchterchen Marguerite so viel Leid bringen sollte, unter die Augen.

„Welche Schlichtigkeit!“ rief Vertinet. Dann las er das von den vier Zeugen unterschriebene Protokoll, welches darthat, daß Vertinets Haltung bei dem Zweikampfe tadellos gewesen, und daß nur ein unglücklicher Zufall den traurigen Ausgang desselben verschuldet habe.

Trotz der Sorge um das Leben des Gegners, welche noch einige Tage bestehen sollte, zog bei diesen Nachrichten ein wenig Veruhigung in Marzels Gemüt, und er konnte in der nächsten Nacht einige Stunden schlafen.

Am folgenden Morgen erfuhr er, daß keinerlei Verschlimmerung in der Lage des Verwundeten eingetreten sei. Die Hoffnung, sein Gewissen nicht mit einer so schweren Schuld, dem Tode eines Nebenmenschen, belastet zu fühlen, tat ihm wohl.

Von Tag zu Tag ging es mit Collin besser und bald war er außer Gefahr.

Befreit von dem drückenden Alb atmete Vertinet wieder auf; er widmete sich aufs neue dem parlamentarischen Leben mit seinen Kämpfen und Enttäuschungen.

XVIII.

Der traurigen Nacht, welche Yolande am Lager ihres kranken Liebblings zugebracht hatte, folgte ein nicht minder forgenvoller Tag.

Die Kleine lag immer noch blaß und unbeweglich in den Kissen. Nichts als ein bestemmendes Atmen, das von Zeit zu Zeit die Brust hob, zeugte von Leben in ihr.

Die arme Mutter sah tief bekümmert am Bettchen und wartete angstvoll auf das Wiedererwachen der Lebensgeister. Wie ein Bild des Schmerzes sah Frau Yolande aus, da sie bleich und tränenlos, ohne ein Wort zu sprechen, den Anordnungen des Arztes nachkam. Vauflos glitt sie über den Fußboden, wenn es unbedingt erforderlich wurde, daß sie einmal aufstand.

Alle ihre Gedanken gestalteten sich zu der einen Frage: Wird Marguerite nicht aufwachen? Vor dieser bangen Sorge trat selbst die Erinnerung an den Zweikampf Vertinets in den Hintergrund. Was machte es aus, daß dieser eine neue Schuld zu den andern häufte? Die Zahl seiner Vergehungen war ja kaum mehr zu berechnen.

Aber warum müßte dieses unglückliche Zeitungsblatt durch seine Lüge den Tod unter ihr Dach bringen!

Denn daß es Lügen und Verleumdungen waren, hatte sie durch den Brief der Freundin erfahren.

In Schloffe war alles still und schweigend, kein Laut wurde hörbar. Hermine blieb, soviel es ihr erlaubt wurde, bei der Mutter im Krankenzimmer. Klein-Johann mochte nicht einmal mehr zu spielen. Wenn die Verstandenen vorüber waren, ging er ertrüßlich neben Miß Kate spazieren und sein verlenkertes Lachen war niegedr mehr zu hören. Als der Ausdruck in den Zügen der Mutter immer fremder und harter wurde, da schrieb Hermine in ihrer Besorgnis an Frau Marande.

Diese traf denn auch vierundzwanzig Stunden später in la Vorderie ein. Beim Anblicke der Freundin ergriß sie ein heiliger Schrecken, denn Yolande in ihrer Blässe und unbeweglichen Haltung glich mehr einer Statue des Jammers, als einem menschlichen Wesen. Das Zerschellen der Läre weckte sie auch nicht aus ihrer scheinbaren Erstarrung, sie sah und hörte nichts außer ihrem Kinde.

„Yolande!“ rief Frau Marande mit sanfter Stimme. Bei diesem bekannten und geliebten Tone drehte Yolande den Kopf und gewahrte die Angekommene.

Da breitete sie auch schon die Arme aus und sank laut aufschluchzend, an das Herz der treuen Martha.

Gott Dank, die Quelle der Tränen war wieder geöffnet, die Fernste konnte ihren bitteren Schmerz ausweinen. „Es wird alles wieder gut werden“, tröstete Frau Marande. „Hoffe und bete!“

„Ich habe keine Kraft mehr, zu beten!“ köhnte Yolande. „Was sagst Du, meine liebe Freundin? Das ist nicht recht. Gott stärkt die Mutigen, man darf niemals verzweifeln.“

Unter den sanften, aber ernsten Worten der guten Martha richtete Yolande sich langsam auf. Sie gab es zu, daß man ihr ein wenig stärkende Nahrung brachte und legte sich dann eine kurze Zeit auf ein im Krankenzimmer stehendes Ruhebett.

„Du mußt an Hermine und Johann denken“, sagte Frau Marande; „die armen Kinder sind allein auf Deinen Zaun angewiesen. Was würde aus ihnen, wenn Du krank wärest oder ihnen gar eines Tages fehlen solltest?“

Dieser Zuspruch hatte denn auch meist den gewünschten Erfolg.

Endlich trat bei der Kranken die Krisis ein; das Hirn schien ein wenig freier zu werden. Ein leiser Hoffnungs-schimmer haß sich in das bange Herz der Mutter. So war doch nicht alles verloren, wenigstens nicht sofort.

Eines Abends, als sie allein am Bettchen wachte, ward ihr plötzlich die mannsprechtliche Freude zuteil, daß die süßen Planaugen sich mit klarem Blide öffneten.

„Mein Liebling!“ rief sie und beugte sich nieder, um einen innigen Kuß auf die Stirne des kranken Kindes zu drücken.

Da hörte sie ein Wort, das schwach wie ein Hauch von den Lippen Marguerites kam:

„Mein Vater?“

„Ich richtete Yolande sich auf. Ach, sie hatte ja ganz vergessen . . .“

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie ihre Erinnerungen sammeln.

(Fortsetzung folgt.)